

Große Mommsen-Tagung 2019
„Die Altertumswissenschaften und die *Cultural Turns*.
Forschungen zur Klassischen Antike im (inter)disziplinären Dialog“
3. bis 5. Mai 2019 an der Freien Universität, Berlin

Abstracts

Egon Flaig (Rostock/Berlin), Was hat uns die praxeologische Wende von Pierre Bourdieu gebracht? Eine kritische Bilanz

Im Rückblick ist zu ersehen, dass lediglich der linguistic turn und die praxeologische Wende epistemologische Neuerungen und methodische Fortschritte erbracht haben. Sämtliche andere ‚turns‘ sind nur thematisch, aber nicht theoretisch über diese beiden hinausgegangen.

Die ‚Theorie der Praxis‘ von Bourdieu hat ermöglicht, die klassische Sozialgeschichte hinter uns zu lassen. Diese blieb fixiert auf die ‚Interessen‘ der Akteure; nun geht es um ‚Motive‘ und ‚habituelle Dispositionen‘ vielfältigster Art. Erst in diesem Horizont wurde erkennbar, dass das Donativ, welches römische Kaiser bei Antritt ihrer Regierung den Truppen spendeten, eine symbolische Gabe war.

Zweitens lieferte sie der Althistorie ein umfangreiches Inventar an Konzepten und Methoden, um kulturelle Phänomene über die Kulturgrenzen hinweg systematisch zu vergleichen, insbesondere Lebensstile und Instrumente sozialer und kultureller Distinktion. Vergleiche erlauben, die historischen Phänomene schärfer zu konturieren.

Drittens bot sie ein beachtliches Repertoire an Konzepten, um die rituelle und die symbolische Dimension des Politischen in unterschiedlichsten Kontexten zu erschließen: a) Strategien zur Reproduktion von Eliten und Aristokratien, b) Felder und Mechanismen von Konkurrenz, c) edukative Techniken und Mechanismen zur habituellen Verstetigung, d) Formen der sozialen und kulturellen Distinktion.

Wo aber gerät die Praxeologie an ihre Grenzen?

Erstens hat Bourdieu das Politische nicht in seiner Besonderheit anerkannt. Er übertrug Konzepte aus den von ihm untersuchten sozialen Sphären ohne genügende Modifikation. Wenn man die staatlichen Funktionen reduziert auf die pure Reproduktion der Herrschaftsverhältnisse, dann gerät die Besonderheit von partizipativen Systemen – also Republiken aristokratischer und demokratischer Prägung – aus dem Blick. Doch in der Antike dominierten just partizipative Systeme.

Zweitens ignoriert Bourdieu die politischen Institutionen und Verfahren. Er verkürzt die Beziehung zwischen Herrschenden und Beherrschten auf die Dimension von ‚Performanzen und Verhalten‘. So löst sich Institutionalität in Ritualität auf; und Ritualität zerfällt in spezifische Praktiken. Wenn man die Institutionalität praxeologisch verflüssigt, dann schärft sich zwar der kulturgeschichtliche Blick – vor allem hinsichtlich der Mikroanalyse von Kommunikationen und Interaktionen; das zeigen die ‚zwingenden Gesten‘ im republikanischen Rom. Doch damit lässt sich das Thema ‚kollektives Entscheiden‘ nicht in den Blick nehmen. Indes, in den griechischen Poleis und in der römischen Republik ist kollektives Entscheiden erstrangig.

Drittens erklärt die Bourdieusche Soziologie das Handeln der Akteure mit letztlich zwei Wirkkräften, mit den habitualisierten Einstellungen und mit der ‚symbolischen Gewalt‘. Aber letztere ist ein fragwürdiges

Konzept; es verwischt den Unterschied zwischen den Effekten von sozialer Ungleichheit und jenen von politischer Unterdrückung. Folgerichtig löst Bourdieu die Kategorie des legitimen Herrschens auf und macht sie zu einer Resultante von habitualisierter Überlegenheit und internalisierter Unterordnung. Explizit gegen Max Weber bestreitet er die Möglichkeit, Legitimität auf reflektierte Weise anzuerkennen; und er vernachlässigt die normative Komponente in der politischen Kommunikation. Damit nähert er sich – entgegen seiner Intention – der Manipulationstheorie an. Doch die ritualisierten Aktionsformen der römischen Plebs verraten keine Manipulationen. Bei Bourdieu verschwindet die ‚zivische Dimension‘. Diese war jedoch kardinales Strukturelement der politischen Kultur bis zur Spätantike.

Viertens ist sein Konzept des „symbolischen Kapitals“ in sich widersprüchlich. Das tangiert die Phänomene ‚Prestige‘, ‚Einfluss‘, ‚Autorität‘ und ‚Berühmtheit‘.

Fazit: Will man der politischen Kultur eine eigene Dignität zugestehen, muss man über Bourdieu hinausgehen, um die Postulate der Praxeologie zu bewahren.

Babett Edelmann-Singer (München), „Eine agency der Dinge in antiken Kontexten? Die Theoreme des material turn aus altertumswissenschaftlicher Perspektive“

Die Erforschung der materiellen Kultur hat sich als Forschungsfeld der anthropologischen, ethnologischen, archäologischen und soziologischen Disziplinen etabliert. Nicht selten wird vom „material turn“ in den Kultur- und Geisteswissenschaften gesprochen (Hicks 2010).

Studien zur materiellen Kultur konzentrieren sich auf den Einfluss von Objekten auf alle Formen menschlichen Handelns. Objekte werden als wirkmächtige Zeichen angesehen, die das Individuum in die Lage versetzen, soziale und politische oder kulturelle Ordnungen zu etablieren, am Leben zu erhalten oder herauszufordern. Spezifische Objekte werden dem-nach benutzt, um im Prozess der Herausbildung sozialer Gruppen oder politischer Einheiten wirksame Distinktionskriterien zu erschaffen. Bestimmte Objekte können als Identitäts-merkmale für kulturelle Zugehörigkeiten fungieren oder aber auch kulturelle Unterschiede zum Ausdruck bringen. Bruno Latour (2005) etikettierte Objekte als Aktanten, um die künstliche Grenze zu überwinden, die in der Regel gezogen wird zwischen Personen, die handeln, und Objekten, die hauptsächlich für menschliche Handlungen benutzt werden. Objekten, Artefakten oder kurz Dingen wird also eine Bedeutung zugeschrieben, ihnen wird ein eigenes Leben, ein Lebenszyklus, ja bisweilen sogar eine ‚Biographie‘ zugestanden, die am Ende auch ihrer Zerstörung eine Konnotation zuweist (Appadurai 1986).

Bislang gab es nur wenige Versuche, diese theoriegeleiteten Überlegungen auf konkrete alt-historische Forschungsfelder anzuwenden (u.a. Wagner-Hasel 2015). Stärker wurde der Ansatz in der Religionswissenschaft, der Archäologie und Philologie bisher rezipiert (u.a. Grethlein 2008, Bielfeldt 2014, Rebillard 2015, Mol/Versluys 2015, Mueller 2016, Scheid/Svenbro 2017, Van Oyen/Pitts 2017). Insbesondere die Rolle von Objekten in Ritualen oder bei der Herstellung epistemischer Leistungen wie der Vorstellungen von Macht und Herrschaft wurde mit Blick auf den Akteur-Charakter der Dinge noch nicht behandelt. Können Objekte mehr sein als Ausdrucksform materieller oder stilistischer Variationen, als Beleg von handwerklichen oder technischen Fähigkeiten, als Güter von Handels- und Tauschbeziehungen, als Symbole von Identitäten oder als Repräsentanten von Macht und Herrschaft?

Der Vortrag wird zunächst einige theoretische Grundlagen und altertumswissenschaftliche Umsetzungen des material turn skizzieren, um dann aus althistorischer Perspektive anhand von Objekten in römischen Triumphprozessionen nach der Rolle der materiellen Kultur in performativen Ritualen vor dem Hintergrund der Theorien des material turn zu fragen. Prozessionen erweisen sich dabei als Rituale, in denen Objekte eine tragende Rolle spielen und die daher für das Thema Materialität ein großes Erkenntnispotential besitzen. Gerade das dialoghafte des Rituals der Prozession wird durch die Untersuchung der Dinge stärker in den Fokus gerückt und erschlossen. Innerhalb der Prozession findet ein Dialog über Macht, Herrschaft oder auch Identität statt. Durch den Perspektivwechsel hin zu den Objekten gelingt es nicht nur, die Frage danach zu stellen, wie verschiedene Bedeutungen im antiken

Kontext konstruiert werden, sondern auch, wie Menschen selbst in ihrer Beziehung zu den Dingen einem Prozess der Konstruktion unterworfen werden.

Hülya Vidin (Frankfurt) & Saskia Kerschbaum (München), iconic turn - Klassische Archäologie und Alte Geschichte im Vergleich zum Umgang mit Münzbildern

Dank der Funddichte sind Münzen nicht nur das einzige erhaltene Massenmedium der Antike, sondern dokumentieren auch nahezu lückenlos chronologische Entwicklungen. Besonders die Vielseitigkeit der Münze als materielles Objekt und als Träger von schriftlicher und ikonographischer Information macht sie für die Klassische Archäologie und Alte Geschichte zu einer unverzichtbaren Quellengattung. Schon früh wurde das Aussagepotenzial der Münzbilder erkannt und seit Percy Gardner mit interdisziplinären Forschungsmethoden untersucht. Kontextualisierende bildanalytische Schriften hingegen erschienen erst in den letzten Jahrzehnten.

Im Rahmen eines Co-Vortrags aus der Klassischen Archäologie und der Alten Geschichte soll zunächst aufgezeigt werden, wie diese beiden Fächer numismatisch arbeiten und welche methodischen und inhaltlichen Unterschiede sich festhalten lassen. Während der jeweilige Forschungsschwerpunkt und das Interesse unterschiedlich sein mag, arbeiten beide Fächer sehr bildwissenschaftlich. Zwar sind ikonologische Theorien schon längst ein fester Bestandteil klassisch archäologischer Untersuchungen, in die Alte Geschichte haben diese Theorien jedoch noch wenig Anklang gefunden. Eine theoretische Grundlage der Bildanalyse ist umso wichtiger, da dank fortschreitender Technik in der Fotografie und der Bildbearbeitung eine neue Bildschärfe und -qualität erreicht werden kann, die einen direkten Einfluss auf die vorhandenen Interpretationsmöglichkeiten haben. Es lohnt sich nicht nur, zu fragen, ob und wie sich diese beiden Fächer jeweils im Umgang mit Münzbildern unterscheiden, sondern auch, ob sich dieser Umgang fächerübergreifend theoretisch fundieren lässt. Für diese Kontextualisierung eignet sich der Ansatz des iconic turn, dessen Prämisse es ist, dass das Bild als Objekt im Zentrum der Betrachtung liegt und dass die wahrnehmbare Realität in einem hohen Maß durch Bilder und deren zugrundeliegende (politische, religiöse, kulturelle etc.) Botschaft geschaffen wird.

Folgende Leitfragen sollen exemplarisch mit Hilfe des iconic turn beantwortet werden:

1. Was ist ein (Münz-)bild überhaupt? Nach welchen Kriterien (z.B. Realitätsbezug) wird es entworfen und wie lässt sich Unsichtbares (z.B. Personifikationen) visualisieren?
2. Wie werden die Münzbilder wahrgenommen und welche Wirkung haben sie auf die Rezipienten? Können sie von jedem Betrachter verstanden werden, unabhängig von dessen sozialen und bildungstheoretischen Hintergrund?
3. Wie werden diese Bilder inhaltlich und methodisch von beiden Fächern kontextualisiert und zu welchem Zweck? Welche Fragen werden also von der Alten Geschichte und der Archäologie an diese Bilder gerichtet?
4. In welchem Verhältnis stehen Umschrift und Münzbild zueinander? Und lässt sich das Zusammenspiel von Text und Bild adäquat durch den iconic turn beschreiben und erklären?

Als Referenzpunkt für diese Fragen soll überwiegend die Münzprägung der Stadt Ephesos dienen. Ephesos zählt nicht nur zu den größten und ältesten antiken Städten Kleinasiens, sondern war aufgrund seiner strategisch günstigen Lage die Residenzstadt hellenistischer Könige und kaiserzeitlicher Statthalter. Die Prägetätigkeit der Stadt umfasst über sieben Jahrhunderte und damit sind Münzen – trotz eines reichhaltigen epigraphischen und archäologischen Befunds – die vollständigste Quellengattung für die Geschichte von Ephesos. Es lässt sich also gezielt nach dem Nutzen und Mehrwert des iconic turn fragen. Der turn bietet damit über die Kunstgeschichte hinaus die Möglichkeit, interdisziplinär zu arbeiten und diese Zusammenarbeit innerhalb eines gemeinsamen Fachbereichs theoretisch zu reflektieren.

Frank Bernstein (Frankfurt a. M.) & Wulf Raeck (Frankfurt a. M.) „Identität“ – Die Karriere eines Schlüsselbegriffs und seine Wirkung in der Alten Geschichte und Klassischen Archäologie

Auch wenn der Begriff der (kollektiven) Identität anscheinend bislang noch keinem ‚Turn‘ seinen Namen gegeben hat, so ist er mittlerweile doch zu einem Schlüsselbegriff (nicht nur) der historischen und kulturwissenschaftlichen Fächer und somit auch der Alten Geschichte und der Klassischen Archäologie geworden.

Im Vortrag soll zunächst an Vorgänger des Identitätsbegriffs als Mittel zur Bezeichnung sozialer Gruppen erinnert sowie die von den Sozialwissenschaften übernommene und in der Vor- und Frühgeschichte intensiv diskutierte Definition von Identität, wie sie in unsere Fächer Eingang gefunden hat, skizziert werden.

Der dann folgende Hauptteil behandelt in zwei Abschnitten den Umgang der beiden Disziplinen mit dem Konzept der kollektiven Identität. Im ersten, vornehmlich althistorischen, Abschnitt geschieht dies am Beispiel der Ethnizitätsdebatte zur frühgriechischen Geschichte. Es zeigt sich, dass das o. g. Identitätskonzept nur von Teilen der Forschung zur Kenntnis genommen wird und dass verschiedene Modelle der Bildung sozialer Einheiten - nicht immer reflektiert - nebeneinander verwendet werden. Die methodischen Herausforderungen der verschiedenen Quellengattungen (antike Historiographie, Sprachdenkmäler, Fundkeramik) verstärken die Komplexität des Forschungsdiskurses.

Der zweite, eher archäologische, Abschnitt beschreibt anhand recht beliebig ausgewählter Beispiele den Umgang mit dem Identitätsbegriff in der Klassischen Archäologie als Fallbeispiel für die Aufnahme und – oft unbemerkte - Modifizierung externer Modelle und Termini. Die dem Sprachgebrauch im Fach zugrunde liegende Definition enthält eine Komponente der Subjektivität, die vom archäologischen Material her prinzipiell nicht zugänglich ist. In der Literatur werden verschiedene Wege eingeschlagen, um diesem Problem, sofern es erkannt wird, zu entgehen. Eine Möglichkeit ist z. B. das Ausweichen auf nichtarchäologische Quellen und Argumentationsverfahren, eine andere die stillschweigende Umdeutung des Begriffs der Identität als Synonym für eingeführte, aber nicht bedeutungsgleiche Termini wie „Selbstdarstellung“, „Selbstwahrnehmung“ usw.

Im Schlussabschnitt wird im Hinblick auf die sich hoffentlich anschließende Diskussion der Versuch unternommen, die Kernpunkte der vorgetragenen Überlegungen in einen fachübergreifenden Diskurszusammenhang zu stellen und Vorschläge für einen problembewussten Umgang mit dem Konzept der kollektiven Identität zu machen.

Anton Bierl (Basel), Die cultural turns in der aktuellen Gräzistik: Performance, Raum, Ritual, choreia, Bildlichkeit

Im deutschsprachigen Bereich war ich vor fast einem Viertel Jahrhundert einer der ersten deutschsprachigen Gräzist*innen, die auf dem Feld der klassischen und archaischen griechischen Literatur sowie in der Forschung des Liebesromans den kulturwissenschaftlichen Paradigmenwechsel vollzogen haben. Zunächst plane ich einen kurzen Rückblick auf die Zeit des methodischen Aufbruchs und die nach 2000 bald einsetzende berechnete Kritik an erneuten methodischen Vereinseitigungen. Dem Einwand der sachinadäquaten Anwendung einer von außen übergestülpten Theorie-„Turneritis“ wird entgegnet, dass die Texte der griechischen Archaik und Klassik aufgrund ihres Status als weitgehend noch von Mündlichkeit geprägte Literatur in statu nascendi gerade durch den kulturwissenschaftlichen Blick auf ihre Performativität und mythisch-rituelle Poetik historisch verständlich werden können. Aufgrund des spät erfolgten Medienwechsels zur dominanten Schriftlichkeit einer Lese- und Buchkultur tun die neuen Analyse Kriterien unter Absehung ihres zeitbedingten sozio-politischen Überbaus der 1970er Jahre der Kultur des „nächsten Fremden“ (Uvo Hölscher), die durch ein reiches Aufführungswesen von Liedern und Inszenierungen geprägt ist, also keine Gewalt an, sondern sind vielmehr mit ihren spezifischen Gegebenheiten kompatibel.

Anhand ausgewählter Beispiele plane ich, einige Perspektiven und Ansätze sowie die Folgen für die konkrete Deutung vorzustellen. Dabei möchte ich den Hauptakzent auf die Performance, hier speziell

auf den neuen Zweig der Erforschung der choreia in Verbindung mit den anderen kulturwissenschaftlichen Faktoren legen, wobei die wechselseitige Verbindung von bedeutsamen literarischen Texten, insbesondere des griechischen Dramas, aber auch des homerischen Epos und der frühgriechischen Lyrik mit dem die Gesellschaft beherrschenden Megadiskurs von Mythos und Ritual ständig berücksichtigt werden muss. Zunächst fasse ich die Ergebnisse der Studie Der Chor in der Alten Komödie zusammen, die mithilfe der Sprechakttheorie John Austins den Wechsel vom linguistic zum performative turn vollzog. Auf der Grundlage der Performativität und Ritualität sowie der Wende zur bildlichen Symbolik lieferte sie Anstöße, die Forschung zum Chor auf eine neue Grundlage zu stellen. Danach wird anhand des Endes des 24. Gesangs der Ilias kurz gezeigt, wie der Fokus auf die Performance selbst im Rhapsodenvortrag und in der monodischen Lyrik die Verarbeitung der choreia als omnipräsentes pattern nachweisen lässt. Insgesamt lassen sich auch ein bildlicher und räumlicher Ansatz in der Gräzistik unter das Dach des performative turn stellen, wobei man den Spezifika einer mündlich geprägten Literatur gerecht werden kann. Anhand kurzer Beispiele aus Homers Odyssee, Aischylos' Orestie und Sieben sowie Aristophanes' Lysistrate versuche ich Eindrücke zu vermitteln, wie kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Bildlichkeit, Emotionssteuerung, Performance, Raumfragen, mental mapping und der Blick auf konkrete Festabläufe unser Verständnis grundlegend verändern und ganz neue Sinnebenen freilegen können.

Im Rückblick kann man feststellen, dass mit diesen innovativen Ansätzen der Gräzistik der Anschluss zu anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gelang. Zugleich wurde der Weg zu transdisziplinärer Forschung im Verbund mit Doktoratsprogrammen und anderen Netzwerken geebnet. An zahlreichen Orten wurden neue Studiengänge wie Kulturwissenschaft der Antike aufgebaut und interdisziplinäre Graduiertenschulen, SFBs und Cluster eingerichtet, in denen die Gräzistik auf der Basis dieser bahnbrechenden Neuorientierung eine wichtige Rolle spielt.

Tobias Dänzer (Würzburg), Rhetorik und Jurisprudenz: Quintilians Nouvelle Rhétorique

Forschungen im interdisziplinären Grenzbereich von Römischen Recht, Philologie und Rhetorik führten die sog. ‚rhetorische Wende‘ (rhetorical turn) herbei, die den geistes-, sozial- und kognitionswissenschaftlichen Disziplinen neue inhaltliche und methodische Impulse gegeben hat. Der Rechtswissenschaftler Theodor Viehweg hatte in seiner wirkmächtigen Schrift „Topik und Jurisprudenz“ (1953) die aristotelische und ciceronianische Topik zur Grundlage eines problemorientierten Rechtsdenkens erklärt, das eine allzu starre rechtswissenschaftliche Dogmatik in Frage stellen sollte. Viehwegs Arbeiten, die die unhinterfragte Verhaftung an innerdisziplinären Prämissen zugunsten eines kasuistischen Zugangs zurückwiesen, ebneten der Nouvelle Rhétorique den Weg. Deren Begründer, Perelman und Olbrechts-Tyteca, hatten, ausgehend von der aristotelischen Scheidung des analytischen und dialektischen Schließens (Top. 100 a30-31), die Bedeutung des letzteren in den Vordergrund gerückt und damit den Aspekt der Rhetorik betont, der nicht auf der formalen Logik des Arguments, sondern auf der Berücksichtigung allgemein anerkannter Meinungen des Publikums beruht. Zur Etablierung der Neuen Rhetorik befasste man sich vor allem mit den Ausführungen zu Statuslehre und Topik des Aristoteles, Hermagoras, Cicero und Hermogenes. Vergleichsweise wenig berücksichtigt wurde Quintilian, den man zwar für die Verstärkung einzelner Punkte verwendete, dessen Erörterungen aber nicht grundlegend einbezogen wurden.

Dies ist insofern erstaunlich, als die Institutio oratoria aufgrund ihres praxisorientierten Zuschnitts vieles deutlicher und unmittelbarer artikuliert als die spröde aristotelische oder hermagoreische Systematik. Gerade in der Topik kommt die von Quintilian vertretene Haltung der von Viehweg aus den ciceronianischen Topica extrapolierten Überlegungen zu Systematik und Kasuistik bedeutend näher als Cicero selbst. Hatte Cicero in der Topik Anknüpfungspunkte für eine ars iuris gesehen, so negiert Quintilian ihren systematischen Wert und ordnet sie als Orientierungshilfe für den Einzelfall der Erfahrung (usus) des Gerichtsredners zu.

In meinem Beitrag möchte ich aufzeigen, (1) welche Rolle Quintilians Institutio oratoria für die interdisziplinäre Entwicklung der Neuen Rhetorik gespielt hat, und (2) wie die neu ausgerichtete Forschungsoptik, eine ‚rhetorische Rechtswissenschaft‘, zur Erklärung der quintilianischen Redetheorie, besonders der Statuslehre und Topik, zurückwirken kann.

Damit ist die Frage gestellt, wie neue, durch den interdisziplinären Austausch gewonnene Sichtweisen und Methoden (turns) zur vertieften Bestimmung, Problematisierung und Interpretation ihrer eigenen Ausgangstexte beitragen können.

Peter Scholz & Verena Stappmanns (Stuttgart), Redner und ihre Auditorien in der griechischen und römischen Kultur. Überlegungen und Perspektiven zum Forschungsfeld der historischen Oratorik aus Sicht der Alten Geschichte und Architekturgeschichte

In dem Beitrag werden grundsätzliche Überlegungen und Perspektiven zu Rednern und ihren Auditorien in der griechischen und römischen Kultur skizziert, die derzeit Historiker, Architekturhistoriker, Rhetoriker, Visualisierungsforscher und Akustiker im Rahmen eines interdisziplinären Forscherverbundes an der Universität Stuttgart gemeinsam erörtern. Unter dem Dach dieses Forscherverbundes erschließen Alte Geschichte und Architekturgeschichte politische Redesituationen der Antike in ihrer räumlich-akustischen Dimension und machen sie für kulturwissenschaftliche Fragestellungen fruchtbar. Zu diesem Zweck werden architektonische 3D-Rekonstruktionen historischer Räumlichkeiten mit akustischen Simulationen verknüpft, um verschiedene Redeszenarien hörbar zu machen.

Das Gebiet der historischen Oratorik ist ein Forschungsfeld, das interdisziplinäre Kooperation voraussetzt und großes Potential auch für die Altertumswissenschaften besitzt. Studien zu Parlamentsdebatten sowie zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rede-kultur haben die Leerstellen einer traditionell erzählten Geschichte der Rhetorik offengelegt. Vor allem wurde deren bis dahin weitgehend auf die Argumentationsstruktur und sprachliche Gestaltung von Reden beschränkter Fragehorizont grundlegend erweitert: Die historische Oratorik lenkt den Blick verstärkt auf den situativen, d.h. auf den anlass- und ortsgebundenen Kontext politischer Reden und untersucht – über die Frage nach der rhetorisch-persuasiven Funktion hinausgehend – auch die zeremoniellen und rituellen Aspekte öffentlicher Redesituationen. Fruchtbar hierfür ist der kulturwissenschaftliche Begriff der Performanz, der die Kriterien für das Gelingen eines Sprechaktes in den Blick nimmt.

Allerdings blieb bislang auch in der Oratorikforschung die akustische Dimension, also die architektonischen Rahmenbedingungen sowie Aspekte der Hörverständlichkeit und der akustischen Perzeption, weitgehend ausgeblendet. Gewöhnt an die technisch unterstützte Rede, setzt man vielmehr die grundsätzliche Hörverständlichkeit bzw. Rezipierbarkeit in der Regel auch für historische Redesituationen umstandslos voraus.

In griechischen Städten und im Römischen Reich war die politische Entscheidungsfindung wesentlich mit dem Reden vor verschiedenen Gremien verknüpft. Ab dem 5. Jh. v. Chr. wurden in der griechischen Kultur Techniken des persuasiven Redens ausgebildet. Seitdem war die Rhetorik Bestandteil der allgemeinen Bildung der Führungsschichten und besaß für die politische Kommunikation in der gesamten Antike eine zentrale Rolle. Trotz der gemeinsamen Tradition in der rhetorischen Theorie und Ausbildung lassen sich jedoch für die griechische und römische Kultur deutlich unterschiedliche oratorische Kulturen erkennen: Erhebliche Unterschiede sind in der Gerichtspraxis auszumachen, aber auch auf dem Gebiet der politischen Rede und hierbei besonders deutlich in der Wahl und Ausgestaltung der Redeorte: Curia und Bouleuterion, Theater und Comitium waren räumlich-architektonisch und akustisch völlig andersartig konzipiert, was mit dem jeweiligen sozialen Verhältnis zwischen Redner und Auditorium korrespondiert.

Durch die fächerübergreifende Erforschung der „oratorischen Infrastruktur“ – die Kombination der historischen Erörterung von Quellen zur oratorischen Praxis, zur Zusammensetzung und Arbeitsweise der politischen Gremien und zur Geschichte ihrer Versammlungsräume mit der bauhistorischen Untersuchung von deren Entwicklung und Typologie und der Erstellung audio-visueller Gebäuderekonstruktionen – lassen sich vielfältige neue Erkenntnisse über das oratorische Auftreten und die gesellschaftliche Wirkmächtigkeit griechischer Redner und römischer Senatoren gewinnen.

Neben dem Vortrag bietet die Präsentation eines interaktiven Programms im Foyer des Henry Ford-Baus (Hörsaal A) den Tagungsteilnehmern die Möglichkeit, anhand kurzer Passagen aus überlieferten Reden die eigene Stimmkraft in verschiedenen antiken Rederäumen zu erproben. Der für die Museumsarbeit entwickelte Prototyp veranschaulicht die Technik der Auralisierung und ihre methodischen Möglichkeiten.

Christopher, Schliephake (Augsburg), Der „ecological turn“ und die Altertumswissenschaften: Fragen, Perspektiven, Problemfelder

In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich unter Eindruck des anthropogenen Klimawandels innerhalb der Geisteswissenschaften das Paradigma der „Environmental Humanities“ etabliert. Im Kern geht es diesem neuen Paradigma darum, den (Um-)Weltbezug sprachlicher und kultureller Phänomene zu untersuchen, um die ‚Natur‘ nicht nur als Schauplatz anthropogener Handlungen wahrzunehmen, sondern der ökologischen Wechselbeziehung nachzuspüren, die menschliche Akteure, gebaute und natürliche Landschaften sowie Umweltressourcen verbindet.

In seinen Grundzügen kann der „ecological turn“ als eine Reaktion auf andere turns gesehen werden, die die „Natur“ – ebenso wie „Rasse“ oder „Geschlecht“ – als soziales Konstrukt definierten, dabei aber das vom Menschen autonome Handlungspotential der nicht-menschlichen Umwelt übersahen. Beeinflusst vom „material turn“ betont der „ecological turn“, der in seinen Grundzügen zunächst kein „cultural turn“ ist, nicht nur die problematischen Aspekte einer Ontologie, die auf dem Gegensatz zwischen „Kultur“ und (sozial konstruierter) „Natur“ aufbaut, sondern fragt nach den Rückkopplungseffekten zwischen der materiellen Welt und menschlichen Zeichensystemen. Dadurch wird es möglich, historischen Entwicklungslinien des Mensch-Umwelt-Verhältnisses nachzugehen, beispielsweise nach den Gesellschaftsverhältnissen zu fragen, die bestimmte Ressourcennutzungen bedingen, oder nach der Art, wie bestimmte Umweltgegebenheiten Eingang in kulturelle Schaffensprozesse finden.

Ogbleich diese historische Tiefendimension ein wesentlicher Bestandteil ist, den die Geisteswissenschaften zu modernen Umweltdebatten und -theorien beitragen können, spielen die Kulturen der Vormoderne, besonders die Antike, bislang innerhalb der „Environmental Humanities“ eine untergeordnete Rolle. Der Beitrag möchte der Frage nachgehen, warum dies so ist, möchte aber auch Perspektiven aufzeigen, die durch ökologische Fragestellungen innerhalb der Altertumswissenschaften angestoßen werden. Denn in den letzten Jahren tut sich jenseits der traditionellen Umweltgeschichte eine Tendenz auf, nicht nur die sozio-materiellen Aspekte von Ressourcennutzung als Teil einer politischen Geschichte zu konzeptualisieren, sondern die konkreten kulturhistorischen Verhandlungen des Mensch-Umweltverhältnisses innerhalb und durch die antiken Kulturen selbst als eine Form des Weltwissens bzw. der Weltaneignung ernst zu nehmen, die noch immer fortwirkt – man denke an Denkfiguren der modernen kulturwissenschaftlichen Umwelttheorie wie „Gaia“, „Ecophronesis“, „Metamorphosen“ oder gar die Rede vom „Anthropozän“ – Schlagworte, die selbst (zumindest in abgewandelter Form) antiken Ursprungs sind.

Der Vortrag möchte dieser Wechselwirkung nachspüren und aufzeigen, welche Theoriefelder des „ecological turn“ auf die Altertumswissenschaften angewendet werden können, welche Probleme, aber auch welche Chancen damit verbunden sind.

Steffi Grundmann (Wuppertal), Der Körper als nützliche Analysekategorie für die Altertumswissenschaften

Im Rahmen kulturwissenschaftlicher Ansätze hat der menschliche Körper schon seit den 1970er Jahren Eingang in die Altertumswissenschaften – insbesondere in die antike Frauen- und Geschlechterforschung sowie in die Geschichte antiker Sexualitäten – gefunden. Darüber hinaus ist die Beschreibung und Klassifizierung der auf antiken Kunstwerken abgebildeten Körper von jeher ein selbstverständlicher Arbeitsschritt in der archäologischen Forschung. Insofern ist die Behauptung eines corporeal turn einerseits kaum glaubwürdig, scheinen Körper doch schon lange inhärenter Bestandteil der altertumswissenschaftlichen Forschung zu sein. Andererseits ist allen genannten, wenn auch äußerst unterschiedlichen Traditionen gemein, dass sie den Körper zwar aufgreifen, aber nicht um seiner selbst willen zum Untersuchungsgegenstand erheben.

In Abgrenzung von solchen Ansätzen sind in den letzten Jahren vermehrt Studien entstanden, deren Erkenntnisinteresse sich dezidiert auf den Körper richtet und denen es so gelingt, weitere Bedeutungsdimensionen aufzuzeigen und die Wirkmächtigkeit des Körpers in antiken Kulturen zu verdeutlichen. Ausgehend von den Ergebnissen meiner Dissertation über Haut und Haar im klassischen

Griechenland diskutiert der Vortrag die Frage, ob und wie der Körper als nützliche Analysekategorie in die Altertumswissenschaften eingebracht werden kann. Dazu erfolgt einleitend eine Einordnung der Fragestellung in den altertumswissenschaftlichen Forschungsstand und eine Reflexion der theoretischen Ansätze, auf die sie sich bezieht. Anschließend veranschaulichen exemplarisch ausgewählte, zentrale Erkenntnisse der Studie, welche weiteren Bedeutungsebenen des Körpers neben Geschlecht und Sexualität mit einer differenzierten Analyse herausgearbeitet werden können. Das Fazit reflektiert abschließend, welchen über die Körpergeschichte hinausweisenden Erkenntnisgewinn diese neuen Perspektiven auf den Körper im klassischen Griechenland erbringen und welche Methoden geeignet sind, diesen Fragen nachzugehen.

Renate Burri (Bern) & Olivier Defaux (Berlin), Die Geographie des Ptolemaios im Strudel der Turns: Zu Risiken und (Neben)wirkungen interdisziplinären Forschens

Wer sich mit antiken naturwissenschaftlichen Werken befasst, begibt sich automatisch in interdisziplinäre Gefilde. Diese Erfahrung haben die klassische Philologin Renate Burri und der Althistoriker Olivier Defaux in ihren Doktorarbeiten zur Geographie des Klaudios Ptolemaios gemacht. Das Werk selbst, um 150 n.Chr. in Alexandria verfasst, läutete eine methodische Wende in der Geo- und Kartographie ein hin zur wissenschaftlichen Repräsentation der Erde (und weg von deren deskriptiver Darstellung) – ein Trend, der bis heute andauert.

Nach der Mitwirkung an einer neuen Edition der ptolemäischen Geographie kam Renate Burri zum Schluss, dass im Fall dieses Werkes die klassische textkritische Methode an ihre Grenzen stößt: Die Geographie, ein vorwiegend aus Namen und Zahlen bestehendes Werk, das außerdem graphische Elemente enthält, war anderen Mechanismen und Problemen der Überlieferung unterworfen als ein herkömmlicher Prosatext. Deshalb nahm Renate Burri in ihrer Doktorarbeit zu den griechischen Handschriften der Geographie des Ptolemaios im Sinne des material turn und in Anlehnung an die New Philology (aber auch in Abgrenzung zu ihr) die einzelnen Textzeugen dieses Werkes näher unter die Lupe. Das Studium der einzelnen Handschriften, die Rekonstruktion ihrer ‚Biographie‘ und die Berücksichtigung der Diagramme in der Geographie haben Erstaunliches zum Vorschein gebracht, das mit traditionellem Kollationieren unerkannt geblieben war.

Während der Arbeit an seiner 2017 veröffentlichten Dissertation zur Iberischen Halbinsel bei Ptolemaios stellte Olivier Defaux fest, dass der allgegenwärtige digital turn die Geo-graphie des Ptolemaios mit ihren Tausenden von Koordinatenangaben auch für Forschende interessant macht, die über keine philologischen oder althistorischen Kenntnisse verfügen. Allerdings betrachten interessierte Mathematiker*innen, Programmierer*innen, Geograph*innen, ja selbst Wissenschaftshistoriker*innen, deren Forschung sich bisher auf die Moderne beschränkte, den Ortskatalog der ptolemäischen Geographie oder die handschriftlichen Karten des Ptolemaios nicht selten aus einer rein quantitativen, computer-orientierten Perspektive und gehen mit diesen Elementen um wie mit einer Datenbank, ohne ihre Genese zu bedenken. Dieses Ausblenden der eigentlich notwendigen interdisziplinären Perspektive auf das Forschungsobjekt kann zu verzerrten Forschungsergebnissen oder gar zum Scheitern eines Forschungsvorhabens führen.

Vom digital turn und der damit einhergehenden Digitalisierung von Handschriften konnte die 2013 publizierte Arbeit von Renate Burri noch kaum profitieren. Während damals erst vereinzelt Handschriften im Internet zur Verfügung standen, hat sich die Situation in den letzten ca. sechs Jahren radikal geändert. Dennoch argumentiert Renate Burri, dass der digital turn die Konsultation des Originals für jede Art von handschriftenkundlichen Fragen nie erübrigt. Genauso wenig wird sich durch den digital turn die Editionsphilologie erübrigen.

Olivier Defaux sieht im digital turn viel Potenzial für die Alte Geschichte und die Wissenschaftsgeschichte. Gewisse Arbeitsschritte gewinnen durch digitale Ressourcen oder Anwendungen an Effizienz oder werden dadurch erleichtert. Neuartige Visualisierungen oder Berechnungen von Daten werden möglich. Bestimmte Forschungsergebnisse wie geographische Karten oder interaktive Forschungstools, die sich

nicht oder schlecht für den Druck eignen, können online publiziert werden. Gerade für das Feld der mathematischen Geographie sind dies allesamt hilfreiche und interessante Optionen. Allerdings ist Olivier Defaux überzeugt, dass die Werke des Ptolemaios auch im Zeitalter der digital bzw. computational humanities nicht erfolgreich untersucht werden können, wenn dabei die philologische und historische Seite vernachlässigt oder gar aus den Augen verloren wird.